

MARIANNE KAVANAGH  
*An jedem einzelnen Tag*



MARIANNE KAVANAGH

An jedem  
einzelnen  
Tag

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN  
VON SONJA HAGEMANN

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»For Once in My Life« bei Text Publishing, Melbourne.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2015 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Marianne Kavanagh  
First published in English by The Text Publishing Company  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015  
by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Redaktion: Susann Rehlein

ES · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-38389-4

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

2002



Die Oxford Street war längst nicht wach, sie schlief noch immer ihren Rausch aus, das Make-up von gestern Abend im Gesicht. Alle Läden waren geschlossen. Eine Taube pickte an einer Papiertüte herum, ein Mann schleppte einen gelben Eimer mit Seifenwasser, und es waren auch noch ein paar Büroangestellte mit Kopfhörern unterwegs. Es war halb neun an einem Freitagmorgen und unglaublich kalt, die Sonne war nämlich in Soho hängengeblieben.

Und dann rannte jemand in Tess hinein. Und zwar mit solcher Wucht, dass sie sich schon fragte, ob sie vielleicht gegen eine Mauer gelaufen war. Gleichzeitig wusste sie aber, dass es sich um die Frau mit rotem Lippenstift und den auffälligen Ohrringen handelte, die noch vor Sekunden mit klappernden Abständen auf sie zugekommen war. Tess taumelte nach hinten, versuchte sich zu fangen, jemand rief »Hey!«, dann spürte sie die drahtigen Haare der Frau im Mund und ein Stechen in den Rippen. Jetzt rief die Frau »Meine Tasche!«, und als typische Londonerin richtete Tess ihre Aufmerksamkeit nun – trotz des überwältigenden Geruchs nach verschwitztem Polyester und Haarspray, den die Frau verströmte – wohl oder übel auf den dünnen, kleinen Mann, der über die Straße davonrannte und seitlich in eine Gasse schlüpfte. Ein zweiter Mann war ihm dicht auf den Fersen – eher jung, mittelgroß und mit einer braunen Lederjacke. Die beiden bogen genau in diesem Moment an einer

unübersichtlichen Stelle um die Ecke und verschwanden aus ihrem Blickfeld. Und dann gab es nichts mehr zu sehen – nur noch eine fast leere Straße mit ein paar Passanten, die kurz in ihre Richtung schauten und den Blick sofort wieder abwandten.

Tess umging die Unbekannte in einer Art verzweifelter Umarmung. Die Frau stieß einen unglücklichen, kehligen Laut aus und erklärte: »Der hat mir die Tasche geklaut.« Tess löste sich von ihr und sagte: »Ich glaube, ihm ist jemand gefolgt.« Sie standen an diesem frühen Morgen jedoch beide in dem vollen Bewusstsein auf der schattigen Straße im schmutzigen West End, dass die Tasche für immer verloren war.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte Tess.

Die Frau nickte, ihr roter Lippenstift war jedoch verschmiert, und in den vor schwarzer Mascara strotzenden Augen standen Tränen. Rund um den Mund hatte sie feine Falten, sicher rauchte sie oder war mal Raucherin gewesen.

»Soll ich die Polizei rufen?«, fragte Tess.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Die Tasche hatte ich ja kaum ein paar Minuten. Die war ein Geburtstagsgeschenk.«

»Sie stehen sicher unter Schock«, gab Tess zu bedenken. »Kommen Sie, ich lade Sie auf eine Tasse Tee ein.«

Aber die Frau lehnte ab: »Nein, das geht schon, und ich muss zur Arbeit. Ich bin sowieso schon spät dran.«

Jetzt überkam Tess ein solches Gefühl der Hoffnungslosigkeit, als hätte man sie selbst umgerannt, erniedrigt und ausgeraubt. »Es tut mir so leid«, beteuerte sie.

»Mich stört vor allem der ganze Aufwand«, sagte die Frau. »Dass man alle Karten sperren und neue Schlüssel machen, neues Make-up kaufen muss. Wenn er einfach das Geld von mir verlangt hätte, hätte ich's ihm glatt gegeben. Die wollen doch immer bloß das Geld.«



»Ich finde trotzdem, Sie sollten das melden«, wandte Tess ein. »Nur für den Fall, dass der Verfolger ihn erwischt und die Handtasche zurückbringt.«

Aufmerksam schaute die Frau die Straße runter, so als erwartete sie, die beiden dort immer noch zu sehen – den kleinen, dünnen Dieb und den Mann mit der braunen Lederjacke.

»Den kriegt er nie«, stieß sie mit bitterer Stimme hervor. »Außer natürlich, er ist Linford Christie höchstpersönlich.«

Jetzt überlistete die Sonne endlich den Beton, kroch um die Gebäude herum und fiel auf die schmutzigen Scheiben der Geschäfte. Die Oxford Street erwachte zum Leben.

Irgendwo auf Höhe der Wardour Street musste sich George seine Niederlage eingestehen. Er schnappte heftig nach Luft und hatte so viel Druck auf den Ohren, dass er kaum noch was hörte. Ihn erfüllten seltsam gemischte Gefühle – er schämte sich, war zornig und zugleich doch euphorisch. Außerdem war ihm furchtbar warm. So schnell oder so weit war er schon lange nicht mehr gelaufen – er hatte ganz spontan die Verfolgung aufgenommen – derart wütend hatte ihn der Handtaschenraub gemacht.

Während er darauf wartete, dass das Herzklopfen nachließ, fragte sich George, ob er vielleicht zur Oxford Street zurückkehren und der Frau von der gescheiterten Verfolgungsjagd berichten sollte. »Es tut mir leid. Ich bin ein ganzes Stück hinter ihm hergerannt, aber er ist mir entwischt. Er ist hinter einen Lieferwagen gehetzt und hat mich abgehängt.« Aber war sie wohl überhaupt noch da? Er hatte keine Ahnung, wie viel Zeit verstrichen war. Bestimmt war sie inzwischen längst weg.

Vielleicht hätte er am Tatort bleiben sollen. Er hätte als Zeuge aussagen können. »Etwa eins fünfundsechzig, dürr, dunkle Haare, vielleicht vierzehn oder fünfzehn, weiß, keine auffälli-

gen Merkmale.« Hätte das weitergeholfen? »Würden Sie ihn wiedererkennen, *Sir*?« Erst war George sich ganz sicher, dass er ihn identifizieren könnte. Doch dann wurde ihm klar, dass dies nicht der Fall war.

Als er nun so dastand, vor einem italienischen Café, aus dem es nach Vanille, Kaffee und heißer Milch roch, überkam George die nur allzu bekannte Schwermut. Sie pflegte sich über ihn zu legen wie ein schwerer Mantel, wenn er aus seinen Gedanken (seiner ständigen musikalischen Untermalung) gerissen wurde und sich der Wirklichkeit stellen musste. Das passierte oft zu dieser Tageszeit. Und das lag ja nicht nur an Dieben oder der willkürlichen Brutalität einer Stadt voll fremder Menschen. Und auch nicht an dem seltsamen Chaos, das ihm auf Schritt und Tritt folgte – verlorene Schlüssel, einzelne Socken, sauer gewordene Milch, unbezahlte Rechnungen, Bankkarten, die nicht funktionierten, und Passwörter, an die er sich nicht mehr erinnerte, eine wallende, wuselnde Masse, wie Kakerlaken in einem dunklen Keller, die man nur in dem gruseligen kurzen Moment sieht, in dem man das Licht anmacht.

Nein, das hier war viel schlimmer. Jetzt hatte er den Eindruck, ein Loser zu sein, der im Leben irgendwo den falschen Weg eingeschlagen, eine falsche Entscheidung getroffen hatte und jetzt vor eine Mauer lief, in einer Sackgasse steckte. Diese düsteren Gedanken gingen ihm im Kopf herum, als er da mitten in Soho stand und ihm klar wurde, dass man das Jahr 2002 schrieb, er vor fast fünf Jahren die Uni abgeschlossen hatte und immer noch im selben Übergangsjob arbeitete, der doch zunächst nur die Lücke hatte füllen sollen. Den hatte er damals, als er aus Manchester hergezogen war, eigentlich nur angenommen, um seine Rechnungen zu bezahlen, bis die Band endlich ihren Durchbruch hatte.

Aber so weit war es nie gekommen. Und der Übergangsjob sah mit einem Mal ziemlich dauerhaft aus.

Ratlos stand George da. Aber was war nun zu tun? Sein Vater hatte immer gesagt: »Ich hatte die Wahl zwischen Musik und Medizin.« *Na ja*, dachte George, *und ich hatte die Wahl zwischen Musik und Musik*. Wie sein Held Thelonious Monk einmal gesagt hatte, war Musik alles, was er je machen wollte. Und in letzter Zeit war es noch viel schlimmer geworden. *Jetzt*, dachte George, *habe ich die Wahl zwischen Weitermachen und Aufgeben*. Aufgeben war wirklich verführerisch. *Hör dir doch nur all das an, was du aus deinen Gedanken vertreiben wolltest – Ich werd' es nie schaffen, die Konkurrenz ist einfach zu groß, das hat ja doch alles keinen Sinn. Aber wenn ich nicht spiele, dann hat nichts einen Sinn. Tja, wo stehe ich also?*

Sohos Fahrräder und Lieferwagen und Taxis sausten und schlidderten und bremsten um ihn herum.

Solche Überlegungen brachten ihn ja doch nie weiter, also atmete George schließlich einmal tief durch, reckte den Kopf nach links und nach rechts, um die Anspannung im Nacken zu lösen, und machte sich auf den Weg zur Arbeit.

Er kam zu früh beim Laden an, immerhin war er ab Oxford Circus den halben Weg gerannt. Rajesh kam runter, um ihn reinzulassen. Drinnen war es dunkel, weil noch niemand die Sicherheitsrollläden hochgefahren hatte. Rajesh fragte: »Alles klar?«, und George nickte, obwohl er immer noch zittrige Knie hatte. »Wer ist heute da?«, fragte er, und Rajesh erklärte: »Freya, Vince und Carmel.« Das munterte George, der gerade seine Jacke aufhängte, augenblicklich auf. Es würde doch noch ein schöner Tag werden. Freya kannte sich nur mit Geigen aus, aber Vince spielte Klavier wie Art Tatum.

George drückte auf den nächsten Lichtschalter, und

plötzlich leuchteten alle Gitarren an der Wand wie goldene Becken.

»Du würdest ihn mögen«, versicherte Kirsty.

Sie saß in einer Yogaposition da und hatte sich die langen Beine um den Körper geschlungen.

»Wen?«, fragte Tess.

»George«, sagte Kirsty.

Es war Samstagmorgen. Sie tranken in ihrem heruntergekommenen Wohnzimmer Kaffee, Kirsty auf dem Fußboden, Tess auf das durchgeessene Sofa gekuschelt. Schwaches Licht fiel widerwillig durch das Erkerfenster herein, so als wäre ihm unangenehm, dass es den ganzen Staub sichtbar machte. Überall lag Kram herum – Kapuzenpullis, Taschen, Bücher, Kopfhörer, aufblasbare Kissen, pinkfarbene Socken. Irgendwer war immer in der Wohnung zu Besuch – alte Freunde aus Manchester oder Trinkkumpane aus dem Pub, die die letzte U-Bahn verpasst hatten. An schlechten Tagen fragte sich Tess, wenn sie in eine Wohnung mit leerem Kühlschrank und einem Schmutzrand in der Wanne zurückkehrte, ob ihre Gastfreundschaft nicht ein bisschen zu weit ging.

An diesem Morgen hatten sie die Wohnung jedoch für sich allein. Kirsty war gerade nach Hause gekommen, sah aber wirklich nicht wie jemand aus, der die ganze Nacht durch die Clubs gezogen war. Das lange schwarze Haar fiel ihr glatt und glänzend auf die Schultern, und ihr Augen-Make-up im Cleopatra-Stil war immer noch perfekt.

»Jetzt machst du das schon wieder«, sagte Tess.

»Was denn?«

»Du kannst Dominic nicht leiden«, behauptete sie, »und deshalb versuchst du, mich mit anderen Typen zu verkuppeln.«

Kirsty wirkte gekränkt. »Wann hab ich denn je gesagt, dass ich Dominic nicht mag?«

»Ständig, und zwar von dem Tag an, an dem ich ihm begegnet bin?«

Manchester University, das erste Semester ihres ersten Studienjahres. Drei Frauen in einer WG und ein gemeinsames Bad, aus dem Dominic mit nichts weiter bekleidet als einem winzigen weißen Handtuch um die Hüften getreten war. Kirsty hatte an ihm vorbei zu Tess rübergesehen und eine ihrer zauberhaft geschwungenen Augenbrauen hochgezogen. Aber Tess hatte es auch nicht erklären können. Warum bloß hatte ein Mann, der wie ein Unterwäschemodel aussah, die Nacht in ihrem Bett verbracht?

»Dominic«, verkündete Kirsty, »ist wirklich außergewöhnlich.«

Darauf entgegnete Tess lieber nichts.

»Aber George und du«, sagte Kirsty, »ihr seid Seelenverwandte.«

»Seelenverwandte, aha.«

»Du würdest ihn einfach lieben. Er ist Musiker. Er findet Kunst und solche Sachen toll.«

»Wie viele andere Leute auch«, wandte Tess ein.

»Und er ist altmodisch.«

»Ich bin doch nicht altmodisch.«

»Sagt die Frau, die von Vintage-Klamotten geradezu besessen ist.«

Dagegen konnte Tess, die den Morgen damit verbracht hatte, in einer Ausgabe der Zeitschrift *Woman* aus dem Jahr 1944 zu schmökern (»Fünf frische Frühlingsideen für Ihre Garderobe!«), schwerlich etwas sagen.

»Ich weiß einfach«, fuhr Kirsty fort, »dass er genau dein Typ ist.«

»Was ist denn mein Typ?«

Kirsty sah sie mit gesenkten Lidern an, wie ein kleines Mädchen, das gleich ein schmutziges Wort in den Mund nehmen würde: »Alles außer Dominic.«

Tess wollte protestieren, ließ es dann aber. Das war inzwischen ein Running Gag zwischen ihnen – jedes Mal, wenn Kirsty Dominic begegnete – ein- oder zweimal unter der Woche und fast an jedem Wochenende –, dann sah sie Tess ein wenig befremdet an, so als hätte ihre Freundin plötzlich angefangen, blauen Lidschatten zu tragen oder rohe Niere zu essen. Seit einiger Zeit tröstete sich Tess nun mit dem Gedanken, dass ihre beste Freundin ihren Freund ja nicht unbedingt mögen musste. Umgekehrt war es auch nicht besser: Kirsty war Dominic ein einziges Rätsel. Er konnte einfach nicht begreifen, wie jemand, der nie vor vier ins Bett kam, nebenbei auch noch arbeiten konnte. Ihm gegenüber sagte Tess dann immer: »Ja, unglaublich, nicht? Sie hat so viel Energie!« Wenn sie mit Kirsty sprach, klang das hingegen anders: »Meinst du nicht, du solltest die Arbeit ein bisschen ernster nehmen, damit du nicht ständig rausgeschmissen wirst?« Worauf Kirsty dann erwiderte: »Ich kann mir doch immer einen neuen Job suchen.«

Und das stimmte auch. Attraktiv wie ein Model und mit einem Abschluss in Mathe – wen störten da schon ein paar Lücken im Lebenslauf? Kirsty zufolge war es reine Zeitverschwendung, sich über Arbeit den Kopf zu zerbrechen. Die war zwar notwendig, um die Miete zu zahlen, das wahre Leben fing für sie aber nach Feierabend an.

Jetzt erkundigte sich Tess: »Wo warst du denn gestern Abend?«

»Ich hab mir Rhys' Band angeschaut.«

Nachdenklich runzelte Tess die Stirn. »Wer ist denn Rhys?«

»Gareths großer Bruder.«

»Also war Gareth auch da?«

Kirsty sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren. »Sicher nicht.«

»Er hat dir also immer noch nicht verziehen?«

»Rhys sagt, er weint sich abends in den Schlaf.«

Tess war bestürzt. »Aber das ist ja furchtbar.«

»Das sind bloß Rhys' Worte«, beschwichtigte Kirsty sie. »Der muss aus allem immer ein Drama machen, das ist der Dylan Thomas in ihm.«

Tess malte sich aus, wie Gareth mit gebrochenem Herzen im dunklen Zimmer lag. Das machte sie traurig. Von all den Männern, mit denen Kirsty ausgegangen war – und genau wie bei ihren Jobs war da mit den meisten auch nach zwei Wochen Schluss –, hatte Tess Gareth am meisten gemocht. Er hatte rote Haare und Sommersprossen auf der Nase und sah aus wie jemand, der sein Leben im Freien verbrachte, Bruchsteinmauern baute und Holz hackte. Was natürlich nicht der Fall war. Gareth arbeitete in einem Callcenter und verkaufte Versicherungen. Tess hasste die Vorstellung, wie er da mit einem Headset hinter einem Sperrholztisch hockte.

»Also, wo wart ihr?«

»In einem Club«, sagte Kirsty, »in der Nähe von Smithfield.« Sie hielt inne und dachte daran zurück. »Es ist wirklich seltsam, in den frühen Morgenstunden durch Smithfield zu laufen, da liegen überall tote Schweine rum.« Plötzlich hatte Tess ein Bild von Kirsty inmitten von Schweinegerippen vor ihrem inneren Auge. »Und George hat Keyboard gespielt, er war wirklich, wirklich gut. Die Leute sind immer wieder aufgesprungen und haben applaudiert. Dann waren wir alle noch bei Rhys in Hackney, haben Tee getrunken und geredet, und ich dachte,

*der würde Tess gut gefallen. Dieser George wäre wirklich was für Tess.«*

Angestrengt heuchelte Tess Desinteresse. Kirsty hatte nämlich ein feines Gespür für Menschen. Wenn sie um drei Uhr morgens mit jemandem an der Bushaltestelle ins Gespräch kam, dann stellte sich normalerweise heraus, dass ihre neue Bekanntschaft Schauspieler im Old Vic war oder für Vivienne Westwood arbeitete. Also sagte sie beiläufig: »Irgendwie finden das alle.«

Kirsty stellte ihre Kaffeetasse ab und entknotete sich, bis sie im Schneidersitz dasaß. »Was finden alle?«

»Dass ich George mögen würde.«

»Wer genau?«

»Ellie und Lauren. Die kennen ihn aus Manchester.«

»Wie das denn?«, wunderte sich Kirsty. »Der war doch schon weg, als wir mit dem Studium angefangen haben.«

»Ich weiß auch nicht genau«, sagte Tess. »Über Freunde von Lauren. Du weißt schon, die Networking-Queen.«

»Also, da haben wir es ja«, nickte Kirsty. »Ihr erfüllt alle Voraussetzungen für eine perfekte Beziehung. Ihr wart auf derselben Uni, habt dieselben Freunde, und ihr seid beide frei und ungebunden.«

Tess richtete sich auf. »Du vergisst Dominic.«

Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob sich Kirsty und stand nun in völligem Gleichgewicht anmutig da. »Das ist ja auch nicht schwer«, erwiderte sie.

An diesem Abend, Samstagabend, dachte Tess nicht mehr an George. Sie dachte an Dominic, weil der sich nämlich in ihrem Zimmer befand und mit aufgestütztem Ellbogen auf ihrem Bett ruhte wie eine Statue in einem Herrenhaus. Dominic



nackt zu sehen verschlug Tess jedes Mal den Atem. Sie konnte einfach nicht fassen, dass dieser perfekte Mann in ihrem Bett gelandet war. Dominic hatte lange Gliedmaßen, breite Schultern und stramme, definierte Muskeln an Po und Hüften. Seine Haut war am ganzen Körper honigfarben, so als würde er sich nackt sonnen. Das blonde Haar trug er ziemlich lang, er hatte tiefblaue Augen und den perfekten Dreitagebart. Wenn sie sich unter der Woche nach der Arbeit trafen, kam er immer im dunkelgrauen Anzug, mit blauem Hemd und dunkelblauer Krawatte. Wenn sie dann bei Pizza und Pizzabrötchen Seite an Seite dasaßen, fragte sich Tess oft, wie viele Frauen im Restaurant wohl zu ihnen herstarrten und innerlich von rohem Neid zerrissen wurden.

Dass der attraktivste Mann im Raum zu ihr gehörte, war für sie etwas ganz Neues. Als Teenager hatte sie ihre neuen Kurven unter schlabbrigen T-Shirts versteckt und sich auf Partys allein in den Ecken rumgedrückt. Niemand hatte sie bemerkt, und sie hatte den Blick nicht vom Fußboden gelöst. In der Schule hatte sie dann am Montagmorgen nichts anzubieten – keine Geschichten über Flirts oder Rumknutschen. Und dann war in ihrer ersten Woche in Manchester auf einmal Dominic auf der Bildfläche erschienen, und in all seiner Herrlichkeit war er ihr vorgekommen wie ein Engel, den der Himmel gesandt hatte. Und er hatte sie auserwählt. Er hatte sich für sie entschieden. Durch ihn fühlte sie sich begehrenswert.

Und selbst jetzt konnte sie es immer noch nicht so richtig fassen. Abgesehen von seinem atemberaubenden Äußeren war Dominic auch noch ein ausgeglichener und beständiger Typ. Er würde keine Spielchen mit ihr spielen, ihr was vormachen oder sie einfach so fallenlassen. Er war loyal. Er war verlässlich. Er hatte seine Gefühle so völlig im Griff, dass jedes einzelne sei-

ner Worte wohlüberlegt und gut durchdacht war. Seiner Meinung nach redeten die Leute viel zu viel, weshalb Telefonate mit Dominic auch nicht sehr unterhaltsam waren. Aber Tess, die ziemlich oft schneller redete, als sie dachte, fand seine Zurückhaltung bewundernswert.

»Spricht der eigentlich mit dir, wenn ihr allein seid?«, hatte Kirsty mal gefragt, während sie halbherzig die Wohnung aufgeräumt hatten.

»Natürlich«, entgegnete Tess. »Wieso?«

»Ich hab gestern Abend im Pub mal mitgezählt, wenn er was gesagt hat«, erklärte Kirsty, »und bin auf ganze 43 Wörter gekommen.«

»Na ja, wenn alle anderen etwas weniger reden würden«, sagte Tess, »dann hätte er auch öfter Gelegenheit, was beizutragen.«

»Meinst du das ernst?«

»Ja«, sagte Tess bestimmt.

Dabei redete Dominic auch mit ihr nicht besonders viel. Aber wenn sie mit schweißbedeckter Haut so ineinander verschlungen dalagen und darauf warteten, dass sich ihr Puls wieder beruhigte, dann dachte Tess oft, dass es eben auch andere Wege gab, miteinander zu kommunizieren.

Jedenfalls war dieser George vergessen, bis Tess am Montagmorgen auf dem Weg zur Arbeit in der Victoria Line saß. Sie hatte es nicht weit – nur sechs Stationen von Brixton bis ins West End – und verbrachte die Zeit meistens mit Tagträumereien. Als die U-Bahn in Oxford Circus einfuhr, bewunderte sie gerade das dunkelgrüne Schößchen-Kleid der Frau, die sich vor ihr am Haltegriff festhielt. Dann sprang sie hastig auf und wurde von der Menge raus auf den Bahnsteig geschoben, wo sie eine merkwürdig lautlose Sekunde lang vor dem Poster von

*The Piano Man* verharrte. Der *Daily Mail* zufolge war das Musical ein »rauschender Erfolg«.

Und jetzt dachte sie an George. Sie wusste, dass er Klavier spielte. *Aber was für eine Musikrichtung?*, fragte sie sich, während die Menschenlawine sie in Richtung Rolltreppe mitriss. Weil es immer noch früh war und ihr Gehirn im Halbschlaf vor sich hindämmerte, stellte sie sich – den ihr unbekanntem – George dabei vor, wie er am Flügel saß und Rachmaninoff spielte. Bis ihr wieder einfiel, dass er ja in einer Band war, also gehörten Symphonien vermutlich nicht zu seinem Repertoire. Sie hatte schon zwei Rucksäcke gegen den Kopf bekommen, als sie endlich die Sperre erreichte. Nun fiel ihr auch noch ein, dass Kirsty ihn als altmodisch bezeichnet hatte. Sie fragte sich, was ihre Freundin damit wohl gemeint hatte. Spielte er Coverversionen von Beatles-Klassikern?

An der Ecke Great Marlborough Street/Poland Street ging ein Mann an ihr vorbei, der eine große schwarze Stofftasche über der Schulter trug – so eine, mit der man ein Keyboard transportiert. *In dieser Gegend gibt es so viele Musiker*, dachte sie. *Die finden sich hier zusammen wie die Tauben am Trafalgar Square.*

Im italienischen Kaffee kaufte Tess wie üblich zwei Cappuccino und erreichte dann *Daisy Greenleaf Designs* zehn Minuten zu früh. Im Eingang zum Bürogebäude nebenan schien Colin in seinem schwarzen Mantel, dessen Kragen er zum Schutz vor der Kälte hochgeschlagen hatte, noch zu dösen. Tess hockte sich vor ihn und versuchte, nicht zu tief einzuatmen. Er roch nach Verwesung, nach etwas Altem und Feuchtem, wie Kompost.

»Colin?«, sprach sie ihn an.

Er machte die Augen auf, verzog das Gesicht und hustete. Man konnte den Londoner Verkehr in seiner Lunge hören.

»Hier ist Ihr Kaffee«, sagte Tess.

»Was für ein Tag ist heute?«

»Donnerstag.«

Colin seufzte. Sein Bart war grau. Seine Haut war grau. Manchmal dachte Tess, dass er mindestens siebzig sein musste, aber ganz sicher war sie sich nicht. Das Leben auf der Straße ließ auch die Jungen schnell altern.

»Eine harte Nacht?«, erkundigte sie sich.

»Ich kann mich nicht beschweren.«

Als Tess reinkam, war Glenda bereits im Büro und ließ die Finger mit schillernd pinken Nägeln über die Tasten huschen. Glenda war immer in Bewegung. Selbst wenn sie scheinbar ganz still dasaß, bebte alles an ihr – ihr Fleisch, ihre Locken, die Kreolen. Es war verblüffend, wie sie gleichzeitig tippen und reden konnte und dabei oft auch noch ihren pinken Lippenstift – der wie Kuchenglasur glänzte – im Spiegel an ihrer Schreibtischlampe überprüfte. Im Laufe des Tages steigerte sie sich in so einen Multitasking-Rausch hinein, dass Tess am Nachmittag manchmal unbedingt raus in die graue Londoner Luft musste und eine Runde um den Block drehte.

»Ich kümmere mich hier gerade um ein paar Lügner«, erklärte Glenda, ohne aufzublicken. »Dir überlass ich die Jammerer.«

Tag für Tag saßen sie einander hier gegenüber, und zwischen ihnen standen zwei Bildschirme, Glendas riesiger Make-up-Beutel und dreißig Jahre Erfahrung. Glenda hatte das ganze Leben damit verbracht, Kunden zu beschwichtigen. An Tess' erstem Tag hatte sie ihr erklärt, dass man die Kunden in vier Kategorien unterteilen konnte – Jammerer, Brüller, Lügner und Wahrhaftige.

»Von den Wahrhaftigen gibt's allerdings nicht viele«, hatte sie erläutert.

»Echt?«, fragte Tess höflich, aber verwirrt.

»Na ja, im Prinzip wie im Leben auch, oder?«, hatte Glenda gesagt.

*Daisy Greenleaf Designs* gab es seit zehn Jahren. Es handelte sich dabei um einen Onlineshop, der hochwertige Büroartikel verkaufte, zum Beispiel handgeschöpftes Papier, winzige Kalender mit eingearbeiteten Perlen und Spiegelchen und Briefumschläge mit Fair-Trade-Klebstoff. Glenda und Tess bildeten zusammen die Abteilung, die zwar als Kundenservice bezeichnet wurde, deren Aufgabe aber aus wenig mehr als der Entgegennahme von Beschwerden bestand. Das Problem mit sorgfältig ausgewähltem Kunsthandwerk aus dem globalen Dorf bestand darin, dass die Sachen die Neigung hatten auseinanderzufallen. Und darüber hinaus waren sie auch noch lächerlich teuer. Hier war voller Einsatz von Glendas genialen Taktiken und Tess' sanfter, aber überzeugender Freundlichkeit gefragt, um die Kunden bei der Stange zu halten.

*Daisy Greenleaf* existierte in Wirklichkeit gar nicht. Sie war nur eine Erfindung von Oliver Bankes, der es bereits mit dem Onlineverkauf von Kurzwaren, Picknickkörben und Gesellschaftsspielen versucht hatte. Jetzt setzte er alle Hoffnungen und den Rest seiner Erbschaft auf Notizblöcke in Babyrosa, bei denen man noch die Holzfasern erkennen konnte.

»Hattest du ein schönes Wochenende?«, fragte Tess, zog die Jacke aus und quetschte sich hinter den Schreibtisch. Hier im West End war Platz ein teures Gut. Manchmal musste sie angestrengt ignorieren, dass sie Oliver in sein Handy brüllen hörte oder ihn durch die offene Bürotür seinen Hoseninhalt zu rechtrücken sah.

»Ich war in Swanage«, erklärte Glenda. Sie seufzte. »Weißt du, ich überlege ernsthaft, dort meinen Ruhestand zu verbringen. Da gibt es Bungalows direkt am Strand.«

»Meine Großmutter wohnt ganz in der Nähe«, sagte Tess. »In Poole.«

»Dort scheint die Sonne fast so oft wie in Cornwall«, schwärmte Glenda. Sie setzte einen verträumten Blick auf. »Wer hat nochmal gesagt, dass man des Lebens überdrüssig ist, wenn man Londons überdrüssig ist?«

»Dr. Johnson?«

Glenda warf Tess einen undefinierbaren Blick zu. »Na ja, derjenige lag auf jeden Fall falsch. Wenn man so alt ist wie ich, dann will man einfach ein bisschen mehr. Ich meine, klar gehe ich immer noch gerne ins Theater. Oder in Musicals. Es gibt doch nichts Schöneres als eine Show im West End. Da auf diesen roten Samtsesseln zu sitzen. Aber, weißt du, ich hab die Nase voll von dem ganzen Chaos, dem Beton und den Menschenmassen und von all dem Schmutz und dem Gestank nach verbranntem Plastik. Den hat man überall in der Nase, das muss wohl an den Straßen liegen. So oft, wie sie die wieder aufreißen, wundert es mich, dass überhaupt noch Asphalt übrig ist. *Daisy Greenleaf Designs?*«, meldete sie sich ohne Atempause am Telefon.

Um ein Uhr mittags nahm Tess ihr Sandwich mit raus zu dem kleinen Fleckchen Rasen auf dem Hanover Square. Dort wartete sie auf Ellie, die sich als unbezahlte Praktikantin eines Hochglanzmagazins in der Mittagspause auch nicht mehr leisten konnte als eine hölzerne Bank. Ellie sah aus wie ein Junge. Tess war sich nicht sicher, ob das eine Botschaft an die Welt oder eine reine Stilfrage war oder ob sie damit einfach nur das Beste aus einem Körper ohne jegliche weibliche Attribute mach-

te. Wie auch immer, sie erregte auf jeden Fall Aufmerksamkeit, was mitten in London wirklich ungewöhnlich war. Heute hatte sie sich für ein weißes Baumwollhemd, eine Männerhose mit Hosenträgern und flache braune Schnürschuhe entschieden. Ihr dunkelbraunes Haar war kurz gestutzt, und sie trug kein Make-up. Sie sah so aus, als würden da eigentlich noch ein Baseballschläger oder ein Modellflugzeug fehlen oder als sollte sie eine Steinschleuder im Hosenbund tragen.

Tess winkte, und Ellie schlenderte mit den Händen in den Taschen über den Platz. Hier und da fiel das Licht in schrägen Strahlen zwischen den Blättern der Bäume hindurch. Ellie hatte so helle Porzellanhaut, dass sie beinahe durchsichtig wirkte.

»Also, wie sieht's in der Welt der Büroartikel so aus?«, fragte sie und ließ sich auf der Bank nieder.

»Heute ziemlich lila«, erklärte Tess. »Unsere Fabrikanten in Frankreich haben eine ganze Charge Notizblöcke falsch eingefärbt, und wir kriegen jede Menge Beschwerden.«

»Stressig?«, fragte Ellie stirnrunzelnd.

»Nur, wenn ich mittendrin stecke. Hier draußen kommt mir das jetzt alles ein bisschen albern vor.«

»Aber du musst die Kunden zufriedenstellen.«

»Ich weiß«, seufzte Tess. »Aber wenigstens hab ich Arbeit. Dominic erinnert mich immer daran, wie glücklich ich mich deshalb schätzen kann.«

Dann saßen sie eine Weile einfach nur da und sahen zu, wie die Sonnenstrahlen auf dem Gras tanzten.

»Ich hab ja immer gedacht, du würdest irgendwann in der Modebranche landen«, sagte Ellie.

»Echt?«

»Klar«, versetzte Ellie mit einem Gesichtsausdruck, als sei das doch offensichtlich. »Du warst die Einzige von uns, die bei

den Vorlesungen immer so aussah, als hätte sie sich bei der Auswahl ihrer Klamotten was gedacht.«

Tess wurde rot. »War das etwa albern?«

»Nein. Es war toll.«

»Das lag an diesem Secondhand-Laden. Der hatte so viele Klamotten aus den Vierzigern. Und das fand ich einfach super. Die Maßarbeit, die Schulterpolster und perfekt anliegenden Taillen, und die Säume direkt über dem Knie.«

»Das passt auch zu dir«, sagte Ellie.

Tess strich den Rock ihres blassgrünen Kleides glatt (irisches Leinen, Fred Howard, um 1943). »Ja, weil ich klein bin und Kurven habe, wenn man es nett ausdrücken will.«

»Jetzt mach dich mal nicht runter«, entgegnete Ellie, »guck mich an, ich wüsste gar nicht, wo ich den Gürtel tragen sollte, wenn meine Hosen keine Schlaufen hätten.«

»Ich hab noch alte Fotos von meiner Großmutter, auf denen die auch solche Klamotten trägt wie ich«, sagte Tess. »Meine Mutter findet, ich sehe aus wie sie. Die war nämlich auch klein und rund.«

»Du bist doch nicht rund.«

»Ich wünschte, sie hätte ein paar von den Sachen aufgehoben. Aber sie hat gesagt, dass sie die alle getragen hat, bis sie auseinandergefallen sind. Und dann hat sie Putzklappen daraus gemacht.«

Jetzt sahen sie einer hinkenden Taube zu, die zwischen leeren Chipstüten herumhüpfte. Tess dachte daran, wie die Leute zur Zeit des Zweiten Weltkriegs über die Runden kommen mussten und dass sie sich wirklich was einfallen lassen mussten, um sich für eine Tanzveranstaltung hübsch zu machen. Rote-Beete-Saft statt Lippenstift. Auf nackte Beine aufgemalte Linien ersetzten Strumpfhosen mit Naht. Und dann spiel-



ten sie Glenn Miller. *String of Pearls*. »Das war immer der beste Moment«, erzählte ihre Großmutter oft, »kurz bevor es mit dem Tanzen losging. Der Saal war leer, die Band spielte, und die Leute trudelten nach und nach ein. Das war so aufregend, das ging mir durch und durch.«

Die Taube legte den Kopf schräg und sah sie an. Tess schüttelte sich, und die vierziger Jahre verschwanden. Sie fragte: »Also, was hast du diese Woche so zu tun?«

»Das Gleiche wie immer«, antwortete Ellie matt. »Fotokopieren, archivieren, Besorgungen.«

»Tja, was willst du machen«, sagte Tess.

»Ich würde lieber arbeiten, so wie du.«

»Ich weiß nicht«, sagte Tess. »Das Geld ist natürlich super. Aber manchmal frage ich mich schon, was ich da eigentlich mache. Ist das irgendwie von Bedeutung?«

»Na, dann lass es doch«, sagte Ellie. »Kündige, zieh los, und tu irgendwas anderes. Ergreif die Gelegenheit, bevor es zu spät ist.«

»Hm, vielleicht. Aber lass uns doch über irgendwas Netteres sprechen. Ich hab schließlich nur eine halbe Stunde.«

»Wir schmeißen vielleicht eine Party«, sagte Ellie.

»Oh, wann denn?«

»An Laurens Geburtstag, am 24. Mai.«

»Wer kommt?«

»Na, alle, hoffe ich.«

»Kann ich Dominic mitbringen?«

Ellie sah sie an. »Musst du da wirklich fragen?«

»Ich wollte nur höflich sein.«

»Ihr beide seid doch unzertrennlich, seit du ihn damals mit in die Wohnung gebracht hast. Wann war das noch gleich? Am zweiten Tag?«

»So früh war das gar nicht«, murmelte Tess.

»Und ob«, widersprach Ellie. »Ich war schockiert.«

»Warst du nicht. Und außerdem ist das auch ganz anders gelaufen.«

»Äußerlich magst du ja züchtig und gesittet wirken«, grinste Ellie, »aber in dir brodelt animalische Leidenschaft.«

»Aber so war das überhaupt nicht«, beteuerte Tess wieder und sah mit brennenden Wangen hoch. »Ich wusste einfach nur vom ersten Moment an, dass wir für immer zusammen sein würden.«

»Für immer?«

»Klar«, versicherte Tess.

»Wenn du meinst.«

Am Dienstagabend musste Dominic lernen – er machte als Trainee bei einer großen Firma in der City eine Ausbildung zum Buchhalter –, und Tess ging zur Central St Martin's School of Art, um sich Tobys Abschlussprojekt anzusehen. Toby war ein alter Grundschulfreund vom Land, aus Kent, der jetzt bei Hausbesetzern in Camden wohnte. Mit seiner stylishen schwarzen Brille und der rehbraunen Fair-Isle-Strickweste, die er normalerweise trug, sah er gar nicht aus wie ein Künstler. Er hatte immer einen Lederranzen dabei und vergaß nach dem Radfahren meistens, seine Hosenschnallen abzumachen. Aber er hatte tolle Ideen. Er entwarf Installationen. Die erste, die Tess je gesehen hatte – ein riesiger BH aus Hähnchenknochen, der von der Decke hing –, hatte sie zum Lachen gebracht. Sie war nicht sicher, ob das die passende Reaktion gewesen war, aber sie hatte Lust auf mehr von dieser Art Kunst bekommen.

Tess hatte Kirsty vorgeschlagen, sie nach St Martin's zu begleiten, aber ihre Freundin musste arbeiten – sie hatte einen

neuen Job in einer Cocktailbar in Covent Garden. Also begab sich Tess alleine zwischen all die Menschen, die sie nicht kannte, fasziniert von den Hüten, den rasierten Schädeln, den Piercings und dem fetten, dramatischen Make-up. Es war schwierig, überhaupt irgendwas von der Kunst zu sehen, so voll war es. Manchmal stand Tess plötzlich einer fratzenhaften Maske oder einer hundegroßen Pappmachébiene mit hauchdünnen Flügeln gegenüber, aber mit ihren eins achtundfünfzig starrte sie meistens nur auf fremde Rücken.

Der Lärm war unglaublich. Einige Installationen arbeiteten mit Tönen – quietschten jaulend wie Drahtseile, auf denen jemand mit einem Geigenbogen herumschrammelte, oder ließen aus schwarzen Lautsprechern die Vibrationen von Schlagzeug und Bass ertönen. Die Leute versuchten, sich über Chorgesang hinweg zu verständigen. Es war wie bei einer Cocktailparty, wenn alle zu viele Margaritas intus hatten. Und außerdem war es auch noch heiß. Tess versuchte, tief durchzuatmen, die Luft roch jedoch chemisch wie Desinfektionsmittel für Toiletten und schmeckte nach Kalk, so als schwebten Farbpartikel darin. Als die Knie fremder Leute sie schließlich zwei Treppen hinaufgetrieben hatten, war Tess schlecht. Ihre Schuhe – Vintage-Stücke aus braunem Krokodilleder – waren zwar ganz zauberhaft, drückten jedoch. Sie sehnte sich nach einem Glas Wasser.

Dann entdeckte sie plötzlich ein kleines Schildchen mit der Aufschrift »Toby Walters – Egal wo, Hauptsache nicht hier« und stand mit einem Mal in der Schlange vor einer kleinen Tür, ohne sich bewusst dafür entschieden zu haben. Als sich die Menge in Bewegung setzte, landete sie neben dem Ärmel einer braunen Lederjacke und hätte am liebsten hochgeschaut, um zu fragen: »Wissen Sie vielleicht, was uns hier erwartet?« Aber ihr blieb gar keine Zeit, denn jetzt war sie auch schon in

dem Raum, hinter ihr wurde die Tür geschlossen, und dann ging ohne Vorwarnung das Licht aus.

Sie standen in völliger Dunkelheit da. Plötzlich fühlte es sich so an, als würde sich der Boden unter ihren Füßen verändern und wäre mit einem Mal ganz weich und moosig. Stand sie da etwa auf einer Wiese? Sie atmete ein und hätte schwören können, dass es nach Steinklee und feuchtem Gras roch – nach zarten grünen Blättern im Morgentau. Die Luft war kühl und frisch, als hätte jemand an einem Sommermorgen auf dem Land das Fenster geöffnet. Sie konnte immer noch die Ausstellung hören – die Chöre, die Rufe, die quietschenden Drähte, Schlagzeug und Bass –, aber die erklangen nun gedämpft und leise, in weiter Ferne, so als wären sie gar nicht mehr wichtig. Und die Dunkelheit, die kühle schwarze Finsternis, konnte man jetzt beinahe mit Händen greifen, wie kurz vor Tagesanbruch, wenn die Nacht bald vorbei ist und sich langsam die Dinge aus dem Nichts herauschälen. Erwartung lag in der Luft. Niemand regte sich. Niemand sagte ein Wort. Und Tess war zum ersten Mal an diesem Tag glücklich.

Während die Minuten verstrichen, wurde sie sich irgendwann dessen bewusst, dass sich die Menge bewegte, weil sich auf der anderen Seite des Raumes ein Lichtstreif zeigte und eine Tür langsam geöffnet wurde.

Jetzt konnte sie den Lärm der Ausstellung klar und deutlich hören, sie steckte wieder mitten im schwitzigen Getöse, dann wurde das Licht eingeschaltet und steigerte sich zu intensivem Weiß. Tess schaute zu ihren glänzenden, drückenden Schuhen runter und stellte fest, dass sie auf grauem Linoleum stand, nicht auf einer Wiese. Jetzt konnte sie nichts mehr riechen außer abgestandener Luft und vielleicht ein wenig altem Schweiß. *Clever, Toby*, dachte sie. *Wie hast du das nur gemacht?*

Dann folgte sie dem Mann mit der braunen Lederjacke, der gerade den Raum verließ, mit stolzgeschwellter Brust. *Ich kenne den Künstler*, dachte sie. *Ich kenne ihn, seit wir sieben Jahre alt waren und Bälle aus den Gummibändern gebastelt haben, die der Postbote auf dem Bürgersteig verloren hatte.*

»Ich mache mir Sorgen um sie, sie wird ja auch nicht jünger. Im Juli feiert sie ihren achtzigsten Geburtstag.«

»Aber es geht ihr doch gut, und sie ist fit«, wandte Tess ein.

»Ich weiß«, sagte ihre Mutter. »Aber in dem Alter reicht ein unglücklicher Sturz, und dann wird's kompliziert.«

Tess schloss die Augen. Das Klappern am anderen Ende der Leitung verriet ihr, was ihre Mutter da gerade machte. Sie marschierte in ihrer Küche in Kent herum, fing immer wieder etwas Neues an und ließ dann davon ab. Das machte sie ständig, selbst wenn sie nicht am Telefon war. Ihre Mutter brachte nie irgendetwas zu Ende. Sie räumte die Spülmaschine zur Hälfte aus, faltete die Hälfte der Wäsche, fing an, sich einen Tee zu machen. Beutel voller Möhren lagen halbgeschält, Briefe zur Hälfte gelesen herum. Schränke und Schubladen standen ständig weit offen, als hätte jemand beim sonntäglichen Mittagessen »Feuer!« gerufen, und alle wären in Panik aus dem Haus gelaufen. Früher hatte sich Tess ihrer Mutter an die Fersen geheftet und versucht, wieder Ordnung herzustellen. Inzwischen hatte sie begriffen, wie unsinnig dieses Ansinnen war, also ließ sie es gut sein und versuchte stattdessen, das Chaos charmant zu finden.

»War die immer schon so?«, hatte Dominic Tess gefragt, nachdem sie ihn zum ersten Mal mit nach Hause genommen hatte.

Sie dachte zurück. »Ich denke schon.«

»Das muss hart gewesen sein«, meinte er. »So aufzuwachsen.«

»Ordnung ist nicht alles«, wandte Tess ein.

Ein Teil von ihr hielt Ordnung dennoch für wichtig. Natürlich waren ihre Eltern immer herzlich und gesellig gewesen, hatten für eine Überraschungsparty mit Chips und einer Flasche Wein nur zu gern alles stehen und liegen lassen. Aber ungefähr mit zehn war Tess dann klar geworden, dass sie nicht dazu fähig waren, im Voraus zu planen. Sie konnten absolut nichts organisieren. Rohre platzten, und Boiler gingen kaputt. Verschlossene Kleidung hing herum, ohne dass jemand sie reparierte oder ersetzte. Züge wurden verpasst und Pässe verloren. An Weihnachten war der Truthahn immer noch halb gefroren. Vor allem mit Geld kamen sie so gar nicht klar. Sie machten die Post von der Bank nicht auf. Als Tess' Vater kurz vor deren sechzehntem Geburtstag an einem Herzinfarkt starb, fand ihre Mutter unter dem Bett Plastiktüten voller Mahnungen.

Seither war Tess ein gebranntes Kind und sah Geld als etwas Riskantes und Unsicheres an – etwas, das einfach so verschwand, sich ohne Vorwarnung in Luft auflöste. Die Angst vor Geld zog sich durch ihr Leben wie die dünnen blauen Adern durch ein Stück Stilton.

»Gib es aus, solange du welches hast«, riet ihre Mutter immer. Sie fand Tess viel zu vorsichtig. Sie selbst sah das Leben optimistischer, ihr Lieblingssatz war Scarlett O'Haras »Morgen ist auch noch ein Tag«.

Gott sei Dank kannte sich Dominic mit Geld aus. Er mochte Geld. Buchhaltung fand er interessant.

»Die ist so angenehm logisch«, sagte er.

Und er war großzügig mit seinem Wissen. Er hatte Tess geholfen, das beste Konto zu finden, die billigste Versicherung,

die attraktivste Sparanlage. Dank ihm waren ihre Unterlagen immer auf dem neuesten Stand, und er glich auch ihr Scheckbuch mit den Kontoauszügen ab.

»Der würde nur zu gerne auch noch für dich atmen, wenn du ihn lassen würdest«, hatte Kirsty mal gesagt.

»Jeder hat doch einen Schwachpunkt«, hatte Tess eingewandt. »Und ich hasse eben Geld. Deshalb ist es mir viel lieber, wenn er sich um all das kümmert.«

Dominic sorgte dafür, dass sie sicher war.

»Ich hab versucht, sie zu einem Umzug in meine Nähe zu überreden«, sagte ihre Mutter nun.

Tess, die in Gedanken abgeschweift war, versuchte sich zu konzentrieren.

»Aber sie beharrt darauf, dass sie sich wohlfühlt, wo sie jetzt ist«, fuhr ihre Mutter fort, die den Geräuschen nach in der Schublade voller Flaschenöffner und Zeltheringe herumkramte. »Sie hat ihr ganzes Leben in Dorset verbracht und kann sich einfach nicht vorstellen, nicht am Meer zu wohnen.«

»Ich kann gut verstehen, dass sie mit achtzig nicht nochmal umziehen will«, sagte Tess. Jetzt ertönte ein lautes Zischen, als der Wasserhahn komplett aufgedreht wurde. »Mum?«

»Ja?«

»Was machst du da gerade?«

»Keine Ahnung«, gab ihre Mutter zu. »Vielleicht wollte ich mir schnell einen Tee machen?« Der Hahn wurde zuge dreht. »Worüber haben wir eben gesprochen?«

»Über Granny.«

»Ach ja«, sagte ihre Mutter. »Weißt du, das Problem ist, dass sie so weit weg wohnt. Ich brauche für den Weg fast vier Stunden.«

Tess lief es kalt den Rücken runter. Sie wollte sich lieber nicht



Marianne Kavanagh

**An jedem einzelnen Tag**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-38389-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2015

Manchmal kommt das Glück erst morgen

Tess und George sind füreinander bestimmt – finden zumindest ihre gemeinsamen Freunde. Sie haben den gleichen Geschmack, ähnliche Vorlieben und wohnen beide in London. Doch Tess und George sind sich noch nie begegnet. Denn jahrelang verpassen sie sich immer wieder knapp ... Sie verlieben sich in andere, finden Jobs, leben Träume und haben doch immer das Gefühl, dass etwas fehlt. Doch was, wenn sie sich plötzlich treffen? Erkennt man seinen Seelenverwandten, wenn er vor einem steht?

[Der Titel im Katalog](#)